

Die Beerdigung

Autor(en): Julian Dillier
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1985

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/50bf0465-fc4a-4f34-b5ac-43617feeb3d1>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Ulrich. Ich schrieb auch ein Büchlein. «Von der wahren Liebe». Lies es, nicht als Historiker. Die Liebe ist eine geistige Kraft. Sie ist in uns allen. Jesus weckt sie . . . Lern von mir. Schreib den Brief neu.»

«Ja», sagte ich, wie erlöst. – Ich stand auf, ging zum Pult. «Ich bin froh, dass du gekommen bist», sagte ich. Ich nahm den Brief aus dem Briefkorb, zerriss ihn, warf ihn in den Papierkorb.

Als ich mich umdrehte, war er verschwunden. Morgenlicht über dem Schauenberg.

Ich ging in die Küche, um Kaffee zu machen. Agnes sass schon am Tisch, las ihr Morgenbuch, Erich Fromm. Es war halb acht. Ich gab ihr einen Morgenkuss. «*Ich* habe Kaffee ge-

macht», sagte sie. Sie sah mich an. «Wer war das?» fragte sie. «Ich wollte hereinkommen, da hörte ich die Stimme. Du bist bleich, Ulrich. Redetest du mit dir selber?»

Ich schenkte mir Kaffee ein. «Ja», sagte ich, «wahrscheinlich . . . Ich erzähl es dir später . . . Die Predigt macht Mühe . . .»

«Mach's nicht zu kompliziert, Ulrich!» Sie zeigte zum Fenster. «Der Schauenberg. Es wird ein schöner Tag. Machen wir heute die Wanderung?»

«Ja», sagte ich. «Ja . . . Zuerst muss ich noch einen Brief schreiben.»

Ich ging zurück in mein Zimmer, mit der Tasse. Die Kerze brannte noch. Ich zog ein weisses Papier aus dem Fach.

Julian Dillier: Die Beerdigung

Die Beerdigung fand im Hörnli statt. Ohne jede Öffentlichkeit. Es war ein trüber Tag. Ein Basler Tag zwischen Spätsommer und den ersten Herbsttagen. Einige wenige umstanden das Grab. Angehörige, Freunde, die Alois in Basel gefunden hatte, während der wenigen Jahre, die er in Basel verbrachte. Aber auch ein kleines Häufchen Freunde, ein Häufchen Getreue aus seinem Dorf, das ihn vergessen hatte, war anwesend. Es verstand sich wohl wie eine kleine Gesandtschaft einer verlorengegangenen Gemeinschaft, die Alois in seinem Dorf einstmals verkörperte. Als die Nachricht von seinem Tod im fernen Basel, ennet des Hauensteins, ins Dorf gelangte, erinnerten sich nur noch einige wenige mit einem heftigen Gefühl an ihren ehemaligen Magistraten, der nach seiner gescheiterten politischen Laufbahn nach Basel zog. Er verstand diesen Wegzug gewiss als Emigration. Einige

Tage nach seinem Tode sprach man im Dorf noch von ihm, diskutierte man in den Wirtschäften über ihn, erzählte man sich Reminiscenzen aus seinen politischen Jahren um die Jahrhundertmitte. Es gab noch recht viele, die bei ihm in die Schule gegangen waren. Im grossen und ganzen war seine Schulführung untadelig. Er war auch beliebt als Chordirigent, seiner Blasmusik komponierte er sogar einen Marsch als Huldigung an sein Dorf. Zusammen mit einem Berufskollegen bildete er auch ein Reiseunternehmen, um Reiselustigen seines Dorfes zu erschwinglichen Preisen eine Reise ins Ausland zu ermöglichen. Das aber war noch vor dem Zweiten Weltkrieg. Das Dorf vertraute ihm, wählte ihn auch in den Gemeinderat. Er wurde Gemeindepräsident und schliesslich sogar Regierungsrat. An all das erinnerte sich das kleine Häuflein Getreuer an seinem Grab. Sie wirkten etwas

steif, noch etwas steifer, als das sonst üblich ist bei einer Trauergesellschaft. Sie waren nach Basel gefahren, obwohl sie die Nachricht nur auf Umwegen erreicht hatte, über die Todesanzeige, die einer seiner übrig gebliebenen Freunde zufällig in einer Basler Zeitung gelesen hatte. Und da standen sie nun in ihrer berglerischen Unbeholfenheit am Grab. Es waren einige Handwerker, Arbeiter und Bauern aus dem Dorf. Eine Abordnung ohne jeden Auftrag, ohne Belang. In der Ratsstube hatte man seinen Tod übergangen, geflissentlich. Für den Rat war er eine Unperson geworden, höchstens noch eine Reminiszenz. Die Getreuen umstanden das Grab wie ein letztes Aufgebot, aber auch wie ein abgegebenes Grabgebilde. Sie trauerten aber ehrlich mit. In ihre Trauer mischte sich jedoch Groll. Denn für sie wurde im Hörnli ein Mann zu Grabe getragen, der von seinem Dorf verraten worden war. Sie getrauten sich aber nicht, sich der Trauergemeinde zu nähern, wussten sie doch, dass er keine Öffentlichkeit an seinem Grabe wünschte. Sie wurden indes von einigen Angehörigen erkannt und mit leisem Gruss begrüsst.

Nach dem Händedruck und dem unbeholfenen Versuch, das Beileid zu bekunden, stahl sich das Grüpplein aus der Trauergemeinde hinaus. Es flüchtete sich in eine warme Wirtstube, und als die Mannen unter sich waren, kamen sie am Wirtstisch ins Reden, und die städtische Wirtshausstube bekam mit ihrem Stumpen- und Tabakrauch, mit ihren erregten Stimmen in ihrem Alpendialekt den Anstrich einer ihrer Dorfbeizen, begann dem heimeligen Stübchen in der «Rose», im «Rössli» oder im «Turm» ähnlich zu werden. Und da fielen auch erregte Worte in der Runde, verspätete Lobsprüche auf den Verstorbenen, auf ihren einstigen Dorfmagistraten, der sein Grab in der Fremde finden musste, er hätte ein Ehren-

grab auf ihrem Dorffriedhof verdient als Dank für seinen Dienst an der Gemeinde und für den Kanton. Stattdessen wurde er nach jahrelangen persönlichen Zwistigkeiten im Dorf weggewählt und aller Ämter verlustig erklärt. Verbittert und von vielen geächtet, verliess er sein Dorf und zog nach Basel, um dort bei Angehörigen seine letzten Jahre zu verbringen. Aber, im Grunde genommen, war er nie weggezogen. Das Heimweh nach seinem Dorf, das ihm untreu geworden war, verzehrte seine Gesundheit.

Alois verstand sich in Basel immer als Fremdling, als Emigrant. Das lag aber nicht an Basel. Ganz im Gegenteil. Seine Freunde, seine Angehörigen, aber auch die Schönheit der Stadt hätten ihm den Wegzug aus dem Dorf leichter machen können. Aber selbstquälerisch grübelte er guten Zeiten nach. Seine Emigration war selbstgewählt. Sie ging so weit, dass er letztwillig verfügte, dass er auf dem Hörnli begraben werde. Trotzig wollte er das. Mochten seine zurückgebliebenen Freunde im Dorf dies noch so bedauern. Er hatte auch sein schönes Haus an der Kernserstrasse mit grossem innerem Widerstand veräussert. Er breche alle Zelte ab, hatte er erklärt. Im Innern riss er das Haus nieder, das alte Obwaldnerhaus mit dem sinnigen Hausspruch unter dem Dach, den ihm eine dichtende Nachbarin für dieses Haus geschrieben hatte. Nach all den politischen Streitigkeiten hatte sich seine Familie auch mit dieser stillen Nachbarin zerstritten. Mit seinem Hausverkauf riss er sein Haus nieder, alle Erinnerungen, die damit verbunden waren, die Erinnerung als geschätzter Dorflehrer, als Dirigent seiner Dorfmusik, die Erinnerungen an Ehrungen vor diesem Haus, etwa nachdem man ihn als frisch gewählten Regierungsrat mit grossen Ehren und unter den Klängen seiner Musik nach Hause begleitete. Alles musste weg. Die Politik hatte ihn

um seine Persönlichkeit gebracht. Er kam sich vor wie ein Entrechteter, wie einer, den man ausgebürgert hatte.

Und dabei hatte alles so banal begonnen. Mit einer 1.-August-Feier. Als Gemeindepräsident hielt er eine Ansprache. Vielen gefiel sie, aber andern war sie ein Stachel in die Herzgegend. Diese nannten die Ansprache deplaziert, unangemessen, ungehörig und unwürdig. Am 1. August spricht man nicht über Steuern, über mangelnde Steuermoral, einfach nicht über Dinge, die den Bürger an diesem Tag in seinen vaterländischen Gefühlen verletzen. Wozu hat man die Schweizergeschichte, die Heldentaten unserer Vorfahren, wozu hat man das Rütli, Sempach, St. Jakob an der Birs, wenn nicht für den 1. August. Von einem ehemaligen Lehrer hätte man mehr erwarten dürfen als diese Belehrung, am 1. August sich auch zu besinnen, ob man seiner lumpigen Steuerpflicht auch nachkomme. Diese allgemeine Bemerkung wäre noch einigermassen hingenommen worden, aber die Deutlichkeit seines Angriffes auf einige hochgeachtete Dorfpotentaten aus der Bauernsamer brachte das Fass zum Überlaufen. Diese Dorfpotentaten aus einigen alteingesessenen Bauernfamilien, die Jahrzehnte im Dorf die politische Marschrichtung bestimmten, waren bereits längere Zeit mit der Gemeindeführung dieses ehemaligen Lehrers unzufrieden. Er respektierte ihre Interessen zu wenig. Und deshalb war diese 1.-August-Ansprache nur noch das Zündholz für das Feuer ihres Aufstandes. Geschickt wussten sie dabei, sich die Hilfe des Dorfpfarrers zu sichern. Und so wurde die Auseinandersetzung eine weltanschauliche Auseinandersetzung, weil es nicht zu verhindern war, dass sich der Gemeindepräsident auch mit dem Dorfpfarrer überwarf. Und damit war sein Schicksal besiegelt. Auf die Dauer. Zuerst aber wogte der Kampf hin und her.

Unterschwellig, manchmal auch lautstark, einmal wieder mit grossen und heftigen Auseinandersetzungen in der Gemeinde, an denen sich auch der Dorfpfarrer beteiligte. Auf diese Weise musste der Gemeindepräsident, selbst, wenn er Regierungsrat war, ein Gegner der Kirche werden. Eben, weil er sich mit dem Pfarrer anlegte. Der politische Streit war ein Machtkampf auf Biegen und Brechen. Er erfasste nicht nur die Ratsstube, das Forum der Gemeinde, er drang auch in die stillen Stuben und artete schliesslich in einen Glaubenskrieg, mit Wallfahrten gegen den Gegner aus, aber auch in Handgreiflichkeiten, bei denen es Verletzte gab, die alsdann sozusagen als *corpus delicti*, mit martialisch verbundenen Köpfen an die Landsgemeinde gehen mussten, wo er alsdann nach einem heftigen Wahlkampf um seinen Sitz in der Regierung gekommen war. Er kämpfte mit einigen Unentwegten noch weiter, stritt mit verschiedenen Traktanten für eine saubere Verwaltung, gegen Willkür und schnöde Machtpolitik. Dann aber resignierte er. Der Dorfpfarrer betrachtete sich als Sieger. Für ihn war es ein Sieg gegen Unglauben und sittliche Zersetzung. Er hatte nie bemerkt, dass er einfach nur als ein Werkzeug gebraucht wurde.

Also vereinsamte Alois verbittert und enttäuscht. Ein wenig wähnte er sich als Michael Kohlhaas, vergass sich in Büchern und sehnte sich nach seinem Haus am Boll und starb unversöhnt mit seinem Bergdorf im Schatten des Stanserhorns.

Am späten Nachmittag traf sich seine kleine Gefolgschaft nochmals am Grab. Es blühte tröstlich, und die Unzahl der Blumen schien daran zu erinnern, dass er auch da einen Heimatboden gefunden habe, denn unter den vielen Kränzen kündete eine Schleife: «Deine treuen Freunde aus Deinem untreuen Dorf!»